

Sozialdemokratische Monatschrift.

Herausgeber und verantw. Redakteur: **N. Große.**

Redaktion, Administration
und
Expedition:
VI. Gumpendorferstraße 79
Wien.

Erscheint
am Ende jeden Monats.

Abonnements-Preis:
Ganzjährig fl. 1.20
Halbjährig „ — 60
Einzelne Exemplare kosten
10 kr.

Nr. 3.

Wien, 31. März 1889.

I. Jahrg.

Inhalt: Der 28. April 1789. Von N. Kautsky. — Eine Rede Bebels. — Zur Durchführung des Krankenversicherungs-Gesetzes.

Der 28. April 1789.

Von **N. Kautsky.**

Man datirt den Beginn der großen französischen Revolution in der Regel entweder vom 5. Mai 1789, dem Tag der Eröffnung der Reichsstände, oder vom 17. Juni desselben Jahres, an welchem Tage die Abgeordneten des dritten Standes in den Reichsständen sich als Nationalversammlung konstituirten. Es entspricht das ganz der bürgerlich-juristischen Geschichtsauffassung, die von der Ansicht ausgeht, die jeweiligen Gesellschaftsformen seien ein Werk der Gesetzgebung, die sozialpolitische Entwicklung werde nur in und von den modernen Gesetzgebungsmaschinen, den Parlamenten, gemacht.

Bei näherem Zusehen findet man jedoch, daß die Triebkräfte der französischen Revolution und auch jenes Theils dieser Bewegung, der in den verschiedenen Volksvertretungen sich abspielte, außerhalb der letzteren lagen, in den verschiedenen Klassen, aus denen die Bevölkerung sich zusammensetzte.

Das Volk von Frankreich war aber bereits vor dem 5. Mai in eine revolutionäre Bewegung gekommen, die Revolution im Parlament bildete bloß die Sanktion dessen, was das Volk aus eigenem Antrieb begonnen — eine Erscheinung, die sich durch die ganze Revolution hindurch immer wiederholt: Alle großen Entscheidungen gehen vom Volk aus und das Parlament hat dessen Thaten bloß zu bestätigen.

Die vornehmste Ursache aber, die das Volk aufstachelte, sich gegen das Bestehende zu erheben, das war nicht diese oder jene Theorie, sondern die immer unerträglicher werdende Noth. Die Theoretiker hatten vergeblich gesprochen; die Herrschenden waren ihnen gegenüber taub geblieben. Die Theoretiker hatten nachgewiesen, daß die bestehenden Zustände unhaltbar seien; sie hatten die Reformen gezeigt, welche unumgänglich nothwendig geworden waren, aber die Herrschenden hatten sich zu einer entscheidenden, rettenden That nicht aufraffen können und nicht aufraffen wollen. Denn eine solche That setzte Einsicht, Charakterfestigkeit und Opferwilligkeit voraus, und diese Eigenschaften waren den herrschenden Klassen schon längst verloren

gegangen. Sie trösteten sich damit, es werde ihnen schon noch gelingen, sich weiter durchzufretten, und was nach ihnen komme, könne ihnen gleichgiltig sein.

So wurden denn die Zustände der Volksmassen immer unerträglicher. Sie litten nicht bloß an den Folgen der feudalen Ausbeutung, sondern auch an denen der kapitalistischen. Es ist nicht wahr, was die „Gelehrten“ des „vereinigten Christenthums“ uns so gerne weiß machen möchten, daß erst die Gewerbefreiheit und das „Manchesterthum“ die kapitalistische Ausbeutung und die Noth der Volksmassen gebracht hätten, daß letztere eine Folge der liberalen „Atomisirung“ sei. Im Gegentheil, die Revolution wurde gerade durch Verhältnisse erzeugt, gleich denen, die die „vereinigten Christen“ heute wieder über uns bringen möchten. Wir finden da den Ständestaat, die „berufsgenossenschaftliche Gliederung“. Wir finden die Wahrung der Interessen der „Landwirtschaft“ und des „Gewerbleißes“, das heißt die Privilegien des Großgrundbesitzes und der Zunftmeister. Und doch verkamen die Bauern rasch, viel rascher, als heutzutage; das flache Land verödete, nicht weil das jüdische Wuchertum, sondern weil die Standes- und Gesinnungsgenossen des Fürsten Liechtenstein das Heft in der Hand hatten. Und in den Städten verkamen Handwerker und Proletarier, nicht trotz, sondern durch die Herrschaft des Zunftwesens. Dasselbe hinderte die Arbeiter, selbständige Handwerker zu werden, um die Profite des prozigen Zunftmeisterthums zu wahren; es hinderte aber auch die Arbeiter, in der kapitalistischen Industrie, den Manufakturen, ausreichende Beschäftigung zu finden, da es deren Entwicklung hemmte. In Folge der feudalen und zünftigen Hemmnisse wuchs die kapitalistische Industrie nur langsam und ebenso langsam wuchs die Zahl der Arbeiter, die sie aufnehmen konnte. Die Schranken der kapitalistischen Produktionsweise trugen bei, die Arbeitslosigkeit zu vermehren; sie schränkten aber nicht die Ausbeutung der Arbeiter ein. Im Gegentheil, der kapitalistische Heißhunger nach Profit hatte im vorigen Jahrhundert bereits alle Besitzenden erfaßt, auch diejenigen, die unter feudalen Titeln das Volk ausbeuteten, die Zunftmeister, den Adel, die Geistlichkeit — und der Staat betrachtete es als seine Hauptaufgabe, alle Ausbeuter, ob feudale oder kapitalistische, in ihren „Rechten“ zu schützen. Zu dem Elend der Feudalität gesellte sich das Elend des Kapitalismus, ohne einen einzigen der Vortheile, die die junge kapitalistische Produktionsweise gegenüber der verwehenden feudalen Produktion bieten konnte.

Die Landwirtschaft ging unter diesen Umständen von Jahr zu Jahr zurück. Die Zahl der Bauern nahm rapid ab, die der un bebauten Grundstücke dagegen wuchs. Die Wirtschaft selbst wurde eine immer schlechtere, in Folge zunehmenden Mangels an Vieh, Dünger u. s. w. Mißernte folgte auf Mißernte. Die zehn Jahre vor der Revolution waren fast eine Periode beständiger Hungersnoth.

Besonders entsetzlich gestaltete sich der Winter 1788—89. Dürre hatte im Sommer 1788 die Saaten versengt und furchtbare Hagelschauer die Ernte vernichtet. Ein furchtbar strenger Winter folgte dem verderblichen Sommer. Ende Dezember 1788 sank das Thermometer in Paris auf 23° Celsius unter Null. Vielfach gerieth die Industrie ins Stocken, die Arbeiter wurden auf's Pflaster geworfen, indes gleichzeitig die verhungern den Bauern zu Tausenden in die Städte zogen, wo sie doch eher Ansicht hatten, ihr Leben zu fristen, als in ihren Dörfern, in denen sie verhungern mußten, nachdem die letzten Vorräthe aufgezehrt waren.

In diese von Tag zu Tag an Zahl, aber auch an Verzweiflung und Wildheit zunehmende Menge fiel nun die Agitation zu den Wahlen für die Generalstände.

Der gesellschaftliche Verfall hatte auch den staatlichen nach sich gezogen. Eine Weile ging es an, den Ausfall an Einnahmen, den der ökonomische Rückgang mit sich brachte, durch das schärfere Anziehen der Steuerschraube wett zu machen, aber Alles hat seine Grenze. Die Vermehrung der Steuern bewirkte im Hofadel, der den Schatz in den Händen hatte, nur Vermehrung seines Uebermuths, seiner Verschwendung, seiner Verkommenheit; auf der andern Seite förderten sie den Ruin des Volkes, seine Erbitterung, seinen Haß gegen das Bestehende. Jeder Finanzkünstler, dem es gelang, eine neue Steuer zu erfinden, glaubte damit das Leben des Staates verlängert zu haben. Die Thoren sahen nicht ein, daß gerade diese „Erfindungen“ den Bestand des herrschenden Systems am meisten untergruben.

Indessen kam die Zeit, wo alle „Erfindungen“ nichts mehr nützten. Der Staatsschatz war leer, das Defizit ein enormes, der Kredit vernichtet, das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben in Auflösung begriffen. Da blieb der Regierung, die bis dahin absolutistisch regiert hatte, nichts anderes übrig, als sich dem allgemeinen Verlangen zu fügen und eine ständische Vertretung, die Generalstände, einzuberufen. Am 24. Jänner 1789 erschien das Reglement, daß die Wahlordnung festsetzt. Diese war äußerst verworren und für die verschiedenen Lokalitäten verschieden. Im Allgemeinen setzte sie für die Wahl der Deputirten des dritten Standes fest, daß jeder Franzose vom 25. Jahr an, der einen Haushalt hat und irgend eine direkte Steuer zahle, das Wahlrecht besitze. Die Wahl war jedoch meist eine indirekte durch von den Uirwählern gewählte Wahlmänner.

Zu der Aufregung des Hungers kam jetzt das Wahlfieber; zu den Kämpfen um das tägliche Brot gesellten sich die Wahlkämpfe, oft ging der Kampf aus der einen Art in die andere über; die Verhungernden plünderten Bäckerläden und Mehlmagazine unter den Rufen: „Es lebe die Freiheit!“ „Es lebe der dritte Stand!“ und politische Versammlungen endeten, wenn gerade ein Wagen mit Mehlsäcken vorbeifuhr, mitunter damit, daß die Menge auf die Straße stürzte, den Wagen anzuhalten und zu entleeren. Man sieht daraus einerseits, wie sehr die Wagenfrage die politischen Fragen in den Hintergrund drängen konnte, anderseits aber auch, wie sehr selbst diese ungebildeten, politisch gänzlich unerfahrenen, vom Hunger halb besinnungslos gemachten Menschen empfanden, daß der Besitz der politischen Macht, oder, wie man es damals nannte, „Freiheit“, Brot bedeute.

Alles fühlte, der entscheidende Augenblick sei gekommen. Die Konzession der so hartnäckigen Regierung war zu spät gegeben worden, um als Entgegenkommen aufgefaßt zu werden; sie erschien als das, was sie war, als ein Zeichen der Schwäche. Freilich, daß das bestehende Regiment so schwach sei, daß es beim ersten ernstlichen Anstoße umfallen werde, das ahnte damals noch Niemand. Alles fühlte aber, daß der Augenblick gekommen sei, die schwankende Regierung gänzlich zum Weichen zu bringen und die nöthigen politischen und sozialen Reformen zu erzwingen; dahin zu wirken, daß die Reichsstände nicht eine bloße Geldbewilligungsmaschine würden, wie der Hof wollte, sondern das Organ einer wahrhaften einschneidenden Reform. Das wurde den Wählern schon klar, bevor noch die Gewählten zusammentraten.

Und vielfach nahmen die Massen bereits die Ergebnisse dieser Reformen vorweg, ehe noch die Generalstände begonnen hatten zu tagen; freilich mehr von der Noth getrieben, die im Frühjahr 1789 die entsetzlichsten Formen annahm, als von einer politischen Berechnung. Die Bauern verweigern die Zahlung der Steuern und der feudalen Abgaben, die Städter stellen die Schuldzahlungen ein, verzagen die Beamten, welche die Verzehrungssteuer an den Barrièren (Linien) einzuheben haben, und zwingen die städtischen Behörden zur Einführung niederer Brottaxen und Lieferung billiger Lebensmittel. Wo die bewaffnete Macht den Empörern entgegengestellt wird, kommt es zum Kampf, der oft siegreich für die letzteren endet.

Nach Taine haben mehr als dreihundert größere Volksaufstände im Frühjahr 1789 in Frankreich stattgefunden.

Paris, das Zentrum des ökonomischen und politischen Lebens Frankreichs, wurde von der neuen Volksbewegung am heftigsten ergriffen. Es zog am meisten die verhungerten, Arbeit und Brot suchenden Existenzen an, die schaarenweise hinströmten. Selbst 40 bis 60 Meilen weit kamen sie her, aus der Champagne und Lothringen, und vermehrten die Noth in der Stadt. Bereits 1786 hatte man dort 200.000 Personen gezählt, deren Habe keine 50 Thaler wert war; 1789 zählte man 120.000 Bettler in der Hauptstadt. Diese ganze elende Masse drängte sich in wenigen Bezirken zusammen. Für den größten Theil von Paris galt der Zunftzwang. Aber gewisse Vorstädte, namentlich die Faubourgs St. Antoine und St. Marceau, die ehemals Dörfer gewesen, hatten das Privilegium bewahrt, vom Zunftzwange befreit zu sein. Während in den anderen Stadttheilen nur Diejenigen ein Handwerk selbstständig ausüben durften, die das Meisterrecht erworben hatten, das in der Regel nur den Söhnen und Schwiegersöhnen von Meistern oder sehr wohlhabenden Gewerbetreibenden zugänglich war, die sich einen Meisterbrief erkaufen konnten, hatte in diesen Vorstädten Jeder das Recht, jedes Gewerbe selbstständig auszuüben, ohne einer Zunft anzugehören; es herrschte dort Gewerbefreiheit. Infolge dessen drängte sich in diesen Vorstädten eine ungeheure Menge kleiner Handwerker zusammen, die sich nicht als Gesellen von den Zunftmeistern ausbeuten lassen wollten, aber auch nicht die Mittel und Verbindungen hatten, das Meisterrecht zu erlangen. Sie fristeten ein mühseliges Dasein, da ihre Zahl und damit die Konkurrenz, die sie sich machten, immer mehr wuchs, und sie ihre Erzeugnisse in den dem Zunftzwange unterworfenen Gebieten nicht feilbieten durften. Sie waren also auf die Kunden angewiesen, die in die Vorstadt kamen.

Auch die Pariser Kapitalisten legten in diesen Vorstädten mit Vorliebe ihre industriellen Unternehmungen an. Einmal schützte sie dort die Gewerbefreiheit vor Chikanirungen durch die Zünftler und dann fanden sie dort am leichtesten, was sie brauchten, zahlreiche Arbeitskräfte. Gar manchen kleinen Handwerker zwang die Noth, sich ihnen zu verdingen; andererseits zogen die Arbeitskräfte vom Land mit Vorliebe in diese Vorstädte, wo Arbeit und billige Unterkunft eher zu haben waren. An diese Handwerker und Proletarier schlossen sich alle möglichen Existenzen an, die von ihnen lebten, Wirthe, Krämer, Hausirer, endlich die große Schaar der halb oder ganz dem Lumpenproletariat Angehörenden, die dort gelegentlicher Arbeit harrten, oder in dem Gewühl ihnen so nahestehender heruntergekommenen Existenzen Sympathie, Unterstützung, Schutz und Schlupfwinkel suchten.

Wie sehr eine Hungersnoth diese Menge aufstacheln mußte, die ohnehin stets von der Hand in den Mund lebte, also bei der geringsten Theuerung sich der Noth preisgegeben sah, die aber gleichzeitig so zahlreich und konzentriert war, wie nirgends anderswo, und die bis zu einem gewissen Grade ein Bewußtsein ihrer Macht hatte, ist klar. Diese Masse der Vorstädter von Paris war aber nicht bloß zahlreicher, energischer und selbstbewußter als die niederen Volksschichten in den anderen Städten Frankreichs, sie war auch politisch reifer. Das geistige und politische Leben der obersten Zehntausend der Hauptstadt ging nicht spurlos an ihr vorüber.

Die Führung dieser „revolutionären Masse“ fiel den Handwerkern zu, nicht dem Proletariate. Das letztere war damals noch zu unentwickelt, zu ungebildet, zu tiefstehend in jeder Beziehung, um, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, hervortreten zu können. Ganz anders der Handwerker. Der war noch nicht der verkümmerte Hausindustrielle von heutzutage. Heute ist der kleine Handwerker, wenigstens in größeren Städten (wir sehen hier ab von den jetzigen größeren Meistern, die schon halbe Kapitalisten sind), meist nur noch ein Lohnsklave gleich dem Fabrikarbeiter, aber nicht gleich diesem durch die Produktionsweise selbst einer Massenorganisation eingereiht, nicht gleich diesem Mitglied eines großen gesellschaftlichen Produktionsorganismus mit geregelter Arbeitszeit, geregelten Arbeitsbedingungen, nicht gleich diesem Mitglied der Klasse, die keine andere mehr unter sich hat, auf die sie einen Theil ihres Glucks abwälzen konnte, deren Widerstand nur nach oben, nie nach unten sich äußern kann. Er ist isolirt in einer engen Werkstatt, die gleichzeitig seine Wohnung ist, in der er sein Tagewerk nur unterbricht, um sich für die unerläßlichsten Bedürfnisse, Essen und Schlaf, einige Stunden abzustehlen, die er nur verläßt, um an den Kunden seine Waare abzuliefern. In der Regel hat er nicht mehr ein Ganzes zu schaffen. Abgesehen von wenigen Ausnahmen ist er entweder ein Flickarbeiter, der Alles restaurirt und daneben mit neuer Fabrikwaare handelt, oder ein Theilarbeiter, der einen Theil eines Ganzen fertigstellt, einige wenige Handgriffe in ewigem Einerlei wiederholt, ein unselbstständiger Arbeiter technisch wie ökonomisch, der Lohnsklave eines Kapitalisten. Von dem Proletarier unterscheidet ihn nur noch der erbärmliche Umstand, daß er, der Ausgebeutete, selbst noch Ausbeuter ist, Ausbeuter der Ärmsten und Widerstandslosesten, Ausbeuter der Bahrjungen, Ausbeuter der eigenen Familie.

Kein Wunder, daß der kleine Handwerksmeister heute moralisch wie intellektuell unter dem Lohnarbeiter steht, daß dieser der Vorkämpfer der niederen Volksschichten geworden ist.

Vor hundert Jahren war der Handwerker noch ein ganzer Mann. Er hatte etwas Ganzes zu schaffen und dabei nicht bloß seine Muskeln, sondern auch sein Hirn anzustrengen. Er war ebenso Kopfarbeiter wie Handarbeiter. Noch brauchte er nicht, um mit der Maschine zu konkurriren, seine Arbeitszeit ungebührlich zu verlängern, er hatte Müße, etwas zu lernen, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Noch arbeitete er nicht für einen Kapitalisten, einen Ausbeuter, der den Arbeiter nur beschäftigt, wenn sich etwas aus ihm herauschinden läßt, sondern für Kunden, die seiner ebenso sehr bedurften, wie er ihrer. Noch war nicht jene hündische Servilität und Feigheit in ihm entstanden, die heute die Mehrzahl unserer Kleingewerbetreibenden auszeichnet, jene Herren, die allerdings im Wirtshaus nicht genug auf das Kapital und die Ausbeutung schimpfen können, aber vor jedem Ka-

pitalisten auf den Bauch fallen und ihren Muth thatsächlich nur an christlichen Lehrbuben und jüdischen Hausirern auslassen. Vor hundert Jahren dagegen, waren die Handwerker noch trotzig und selbstbewußt, und bückten sich nicht vor ihren Peinigern.

Die Zunftmeister freilich waren kaum noch Handwerker zu nennen; sie waren prozenhafte und beschränkte Ausbeuter. Aber die Handwerksgesellen und die Zunftmeister dort, wo das Zunftwesen noch nicht verknöchert war, oder wo es überhaupt nicht galt, zeigten sich als die intelligentesten und gebildetsten, dabei unerschrockensten und energischsten Mitglieder des niederen Volkes, die richtigen Vorkämpfer einer revolutionären Masse. Ihnen ist es wohl vor Allem zuzuschreiben, daß die Bewegung in Paris sich nicht zu einer ziellosen Plünderung gestaltete, die bloß der Noth des Augenblicks hätte abhelfen können, sondern daß die Volksmasse anfing, sich bestimmte, positive Ziele über ihre Augenblicksinteressen hinaus zu setzen. Wohl wurde sie sich erst im Verlaufe der Revolution bewußt, daß ihr Gegensatz zur Bourgeoisie ein unüberbrückbarer sei, aber hervorgetreten ist derselbe schon bei den Wahlen zu den Reichsständen, nicht bloß auf ökonomischem, sondern auch auf politischem Gebiet.

Die Wahlen waren in Paris, wie in den meisten andern Ortschaften, indirekte. Die Wahlmänner hatten aber nicht bloß die Deputirten zu wählen, sondern auch eine Schrift (cahier) abzufassen, in der die Wünsche und Beschwerden der Wählerschaft niedergelegt wurden. Am 21. April begannen die Wählerversammlungen in den verschiedenen Bezirken von Paris, und bald entspannen sich in verschiedenen Vorstadtquartieren gelegentlich der Abfassung der Cahiers die lebhaftesten Debatten in den Wahlversammlungen des dritten Standes. Damals schon theilten sich mehrfach die Wähler in zwei Parteien: auf der einen Seite die Notablen, die Bourgeois, auf der andern die kleinen Leute, die Handwerker. Auf beiden Seiten erhitzten sich die ohnehin schon aufgeregten Gemüther und die Aufregung in der Bevölkerung, die durch die Hungersnoth bereits aufs Aeußerste gebracht war, wuchs bedrohlich an.

Am 27. April tagte eine Wahlversammlung in der Vorstadt St. Antoine, in der die Gegensätze am schärfsten auf einander platzten. Von beiden Seiten schleuderte man sich Drohungen zu, und einer der Wahlmänner auf der Bourgeoisseite rief höhrend, es gehe den Arbeitern noch viel zu gut, aber er werde ihren Uebermuth schon brechen und den Lohn auf 15 Sous (30 Kreuzer) im Tag herabdrücken. Darob gewaltiger Lärm, und tobend ging die Versammlung auseinander. Die Nachricht von dem Bourgeoisauspruch verbreitete sich aber rasch in der Vorstadt. Sein Urheber war schon längst eine verhaßte Persönlichkeit. Es war ein gewisser Reveillon, der Besitzer einer Buntpapiermanufaktur in der Vorstadt St. Antoine. Seine Manufaktur war in Paris die erste und damals einzige, die Kinder anwendete; Reveillon beschäftigte Knaben im Alter von 12—15 Jahren, um billige Arbeiter zu erhalten. Deswegen haßte ihn die Bevölkerung der Vorstadt, Proletarier wie Handwerker murrten gegen seine kapitalistischen Ausbeutungsmethoden. Seine freche Drohung entfesselte nun die Volkswuth vollends. Die Bevölkerung trat zusammen, eine Art Gericht wurde abgehalten und der Manufakturist verurtheilt, in Effigie verbrannt zu werden. Das Urtheil wurde noch am selben Abend an einem Strohmänn auf dem Grebeplatz vollzogen, wo die Hinrichtungen in der Regel stattfanden.

Dann zog die Volksmasse vor Reveillon's Haus. Der vorsichtige Kapitalist hatte aber schleunigst militärische Hilfe requirirt und 30 Gardisten zu seinem Schutze erhalten. Diese trieben jetzt die Volksmasse zurück, die sich gegen Mitternacht endlich zerstreute. Man glaubte, die Sache sei damit abgethan. Aber das Volk beruhigt sich nicht; zahlreicher und zum Theil bewaffnet, zogen am nächsten Tag, den 28. April, die Massen vor Reveillon's Haus, es entspann sich ein Kampf, die 30 Gardisten wurden vertrieben, das Haus, in dem sich auch die Manufaktur befand, eingenommen und demolirt. Neues Militär rückt an, Infanterie, Kavallerie, schließlich sogar Artillerie, ein erbitterter Straßenkampf beginnt. Der Anblick der Soldaten schreckt nicht die Menge, sondern stachelt sie an: sie war gewöhnt worden, in ihnen ihre Feinde zu sehen; dieselben Soldaten, die in zahllosen Straßenplänkelen den Hungernden das Brot entrißen, dessen diese sich gewaltsam zu bemächtigen gesucht, schritten jetzt ein, den Volksfeind zu schützen, den Mann, der inmitten der Theuerung den Arbeitern noch die Löhne herabbrücken wollte. Immer größere Dimensionen nahm der Kampf an, bald handelte es sich nicht mehr um Reveillon, sondern um eine Revolution; der Aufstand nimmt auf der einen Seite einen politischen Charakter an; die Kämpfenden rufen: „Es lebe der dritte Stand! Es lebe das Volk!“; auf der anderen Seite wird er das Signal zu einer Hungerrevolte, zu einer Plünderung der Bäcker- und Fleischerläden. Unsere zartbesaiteten, „gutgesinnten“ Historiker schleudern gegen die Plünderer alle möglichen Ausdrücke moralischer Entrüstung, sie nennen sie Banditen und Straßenräuber. Die Soldaten, die damals die Aufständischen niederschossen, dachten menschlicher. Einige Gardisten hatten eine Schaar gefangener Frauen zu eskortiren — am 28. April 1789, wie vielfach später, haben die Frauen mitgefochten —. So hohlwangig, so ausgehungert sahen die Gefangenen aus, daß sogar die Soldaten das Mitleid überwältigte. In der Rue de Bretagne erbrachen sie selbst einen Bäckerladen und trugen den Frauen die Brote zu.

Bis in die Nacht hinein währte der Straßenkampf, endlich war der Aufstand niedergeschlagen. Ueber zweihundert Tode und viele Hunderte von Verwundeten blieben seitens des Volkes auf dem Schlachtfeld.

So endete die erste Erhebung der Vorstädter von Paris im Jahre 1789. In ihr waren bereits alle jene Elemente, alle jene Triebkräfte thätig, die später die Revolution immer weiter treiben und schließlich retten sollten. Diejenigen, die am 28. April so blutig niedergeschlagen wurden, das waren dieselben, die unentwegt wenige Wochen später sich wieder erheben sollten, um den Staatsstreich des Hofes zu nichte zu machen und die Bastille zu erobern, am 14. Juli. Und es ist bezeichnend für die Schnelligkeit, mit der in revolutionären Zeiten die Anschauungen wechseln, daß dieselben französischen Gardes, die am 28. April ihre Salven in die Reihen der Aufständischen der Vorstadt St. Antoine abgaben, am 14. Juli an der Spitze derselben Aufständischen gegen die Bastille marschirten. Diese Vorstädter waren es wieder, die am 5. Oktober nach Versailles zogen und den König nach Paris brachten und thatsächlich zu ihrem Gefangenen machten; sie waren es, die am 10. August 1792 die Tuilerien stürmten, die Monarchie stürzten und die Revolution retteten; sie waren es, die von da an als Sanskulotten Frankreich beherrschten und Europa in Schrecken versetzten, bis die französischen Armeen den Landesfeind von den Grenzen verjagt und die Revolution sichergestellt hatten.

Von der gewaltigen historischen Rolle, die die revolutionäre Masse von

Paris wenige Jahre später spielen sollte, hatten die Kämpfenden des 28. April freilich nicht die leiseste Ahnung; aber doch wirkten in ihnen schon dieselben Triebfedern, die später die Sanskulotten bewegen sollten. Auf der einen Seite der Hunger, die Noth, die Verzweiflung, die eine Beruhigung nicht gestatten, die immer wieder zwingen, die bestehende Ordnung durch neue Gewaltthaten zu durchbrechen, auf der anderen Seite aber auch schon der Drang nach politischer Bethätigung und politischer Macht, um auf Staat und Gesellschaft den eigenen Interessen gemäß einzuwirken, im Gegensatz nicht bloß zu den feudalen Mächten, sondern auch zur Bourgeoisie. Diesen politischen Drang finden wir bereits unter den Triebkräften der Ereignisse des 28. April; aus einem Wahlkampf sind sie hervorgegangen, und auch während des Straßenkampfes ist der Menge das Bewußtsein nicht verloren gegangen, daß es sich nicht um Rache und Plünderung allein handle, sondern vor Allem um den Sturz des herrschenden Systems.

Sozialistisch in unserem Sinne ist freilich dieser politische Drang weder im Frühjahr 1789, zur Zeit seiner ersten unklaren Aeußerungen, noch später, 1793, auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit, während der Revolution, gewesen. Die Leitung der revolutionären Masse der Städte lag ja damals, wie schon erwähnt, beim Kleinbürgerthum; dies war der Bourgeoisie feindlich gesinnt, vertrat aber entschieden die Rechte des Privateigenthums, auch an Produktionsmitteln, und die „Freiheit“ der Arbeit.

Mit dieser Bemerkung wollen wir jedoch nur einem Mißverständnis vorbeugen, nicht aber die revolutionären Bewegungen der Pariser Kleinbürger und Proletarier herabsetzen. Die Erhebung vom 28. April 1789 war eine hochbedeutende, auch wenn sie keine sozialistische war; sie war der Vorläufer des Bastillesturmes, man kann sie den Beginn der Revolution in Paris nennen. Es ist aber auch bemerkenswert, daß es eine Lohnfrage war, die den Anstoß zu dieser Erhebung gab. Die Einleitung zu der Revolution, welche die kapitalistische Produktionsweise entfesseln sollte, bildete ein Aufstand gegen die kapitalistische Ausbeutung. Das Kapital kann eben nicht existiren ohne das Proletariat, die Zunahme des „Nationalreichthums“ ist nicht möglich ohne das Wachsthum der Volksarmuth. Mit der Bourgeoisie ersteht zugleich ihr Gegner, die Lohnarbeiterklasse, und in dem Moment, wo jene verlangend die Hand nach dem Purpur der politischen Macht ausstreckt, sich ihn umzuhängen, erhebt diese ihre Hand, ihn in Stücke zu reißen.

Eine Rede Bebels.

Gelegentlich der Debatte über die Alters- und Invalidenversicherung im deutschen Reichstage kam es bei der Frage des Reichszuschusses zu einer lebhaften Debatte.

Genosse Bebel ergriff die Gelegenheit, den Standpunkt der Sozialdemokratie zur heutigen Gesellschaft überhaupt, wie zu dieser Gesetzesvorlage insbesondere in klaren Worten festzustellen.

Die Hauptstellen seiner Rede, die am 4. April 1889 gehalten wurden, geben wir im stenographischen Wortlaute wieder.

Abgeordneter Bebel: Es war nach den früheren Erörterungen bei diesem Gesetzesentwurf vorauszusetzen, daß die Frage des Reichszuschusses eine sehr lebhafte Debatte hervorrufen würde; sie hat aber nicht nur eine sehr lebhafte, sondern, wie ich mit Vergnügen anerkennen muß, auch eine sehr interessante hervorgerufen, und zwar dieses insofern, als es